

Natalie Roth

DEUTSCHE SPRACHKULTUR IN DER GEGENWART

Internationale Tagung des Instituts für deutsche Sprache
Mannheim, 13. - 16. März 1984

0. EINLEITUNG

Das Thema "Sprachkultur" erwies sich als gewichtig und umfassend genug, um der diesjährigen und zugleich 20. Jubiläumstagung des IdS mit entsprechender bundesweiter und internationaler Beteiligung würdig zu sein. Wie das IdS selbst das Problem der gegenwärtigen deutschen Sprachkultur sieht, konnte man den von ihm zu diesem Anlaß veröffentlichten Mitteilungen 10 mit dem Titel **Aspekte der Sprachkultur** entnehmen, das den Tagungsteilnehmern überreicht wurde.

Schon der erste Beitrag von Rainer Wimmer, **Sprachkultivierung durch Sprachkritik: Ein Plädoyer für reflektierten Sprachgebrauch**, ließ in der einleitenden Begriffserklärung erkennen, daß mit Sprachkultur nicht etwa die durch die "überzogenen normativen Ansprüche" der Puristen in Mißkredit geratene Sprachpflege und schon gar nicht die elitäre Sprachkulturauffassung gemeint ist, sondern die Förderung eines reflektierten Sprachgebrauchs des Einzelnen. Nicht die "Herrschaft der wenigen über die vielen" sollte eine Sprachkultur in unserer Zeit bestimmen, sondern eine Pluralität von Kommunikationsteilnehmern. Einzelne Sprecher und Sprechergruppen mit all ihren tatsächlich gelebten Sprachformen sollten bei einem Sprachkulturkonzept in Betracht gezogen werden.

Ist bei der Erzeugung von Sprachkultur des Deutschen heute Pluralismus erwünscht, so kam dieser schon bei der Erörterung des Themas auf der Tagung selbst durch zahlreiche recht unterschiedliche Standpunkte zum Ausdruck. Sprachkultur als Summe der Bemühungen aller an der Kommunikation

beteiligten Individuen und Gruppen um "reflektierten" Sprachgebrauch, ja aber wo? In der Bundesrepublik und den anderen deutschsprachigen Ländern? Überall dort, wo Deutsch Muttersprache ist? Im Ausland, wo sie es nicht ist, aber umso mehr gelehrt wird?

1. ZUGÄNLICHKEIT DES DEUTSCHEN FÜR DEN AUSLÄNDER

Der erste von den insgesamt 19 Beiträgen zu diesem Thema, das Statement des Präsidenten des Goethe-Instituts, Klaus von Bismarck, **Zur Problematik der Sprachkultur im Blick auf das nicht-deutschsprachige Ausland**, bewies schon, daß man möglicherweise Gefahr läuft, über dem Problem der Erzeugung von Sprachkultur das der Verbreitung eben dieses Resultats sprachpflegerischer und sprachkultureller Tendenzen im 'Mutterland' zu vergessen. Geht es bei der Verbreitung des Deutschen im Ausland eigentlich noch darum, welcher Überlegenheit das heutige Deutsch zu verdanken ist, ob der der wenigen oder der der vielen, oder in erster Linie um die Zugänglichkeit dieser Sprache für den Ausländer? Der Deutschlehrer im Ausland weiß sehr wohl, daß er z.B. puristische Maßstäbe nicht ansetzen kann, wenn es darum geht, Deutsch als 'leicht erlernbare' Sprache zu vermitteln. Man scheut sich nicht vor Internationalismen, wie B. berichtete. Bekanntlich werden diese sogar für Einführungslektionen zusammengetragen. Es wird mitunter auch auf schwer erlernbare grammatische Formen, wie die des Konjunktivs, verzichtet, der in Deutschland sogar in Mundarten verwendet wird, geschweige denn in den sprachkulturbewußten Schichten, in der Öffentlichkeit, in den Medien. Eine Sprachreflektiertheit der vielen scheint also allein nicht zu genügen, wenn in unserer Zeit ein Deutsch hervorgebracht werden soll, das auch den rund 20 Millionen Deutschschülern in der Welt zugänglich ist. (16-17 Millionen lernen gemäß den von B. gemachten Angaben an Schulen Deutsch und 3-4 Millionen in der Erwachsenenbildung.).

1.1. Normbewußtheit ohne elitäre Tendenz

Normbewußt, wenn auch nicht mit elitärer Tendenz muß der Deutschlehrer im Ausland schon arbeiten. Dies ging auch aus den Diskussionen deutlich

hervor, die nach den Ausführungen von B. und dem nachfolgenden Sprecher, einem Auslandsgermanisten, J. Juhász (Budapest), **Der Stellenwert der Sprachkultur in der modernen Gesellschaft**, folgten. Daß Deutsch in der Reihenfolge der erlernten Fremdsprachen heute nach dem unglückseligen Tiefstand infolge der Ereignisse um den Zweiten Weltkrieg wieder den dritten Platz einnimmt, nach Englisch und Französisch, sollte eigentlich auch jene nicht unberührt lassen, die sich für Entwicklung und Pflege des heutigen Deutsch verantwortlich fühlen, auch wenn sie sich nicht zu Normierern emporschwingen wollen. Und noch eine Feststellung des Präsidenten des Goethe-Instituts ließ manchen Tagungsteilnehmer aufhorchen: Deutsch wird nicht so sehr aus einem pragmatischen Interesse heraus gelernt, wie man in letzter Zeit anzunehmen geneigt war, sondern auch um der deutschen Kultur willen, was wiederum eine Herausforderung an das 'Mutterland', und zwar für all jene bedeutet, die Kulturwerte mit Hilfe von Sprache schaffen.

Als "Bestandteil der Kultur überhaupt" bezeichnete Dieter Neries (Rostock), einer der beiden erstmals auf einer IdS-Tagung erschienenen DDR-Linguisten, die Sprachkultur. In seinem Statement, **Zur Geschichte und Bedeutung des Begriffs Sprachkultur in der Linguistik der DDR**, stellte er klar, daß nicht jede sprachliche Erscheinung oder Äußerung als Sprachkultur zu betrachten sei, sondern nur jene, die bestimmte Merkmale aufweisen, die beispielsweise ein gewisses qualitatives Niveau, einen bestimmten Grad der Geformtheit, Gepflegtheit und Ausbildung zeigten. Also nicht Sprachkunst, eine elitäre Befähigung weniger, wolle man unter Sprachkultur verstehen, sondern die Tendenz, Sprache jedem ihrer Benutzer zugänglich zu machen, sei es produktiv oder rezeptiv. Unter Hinweis auf die von der DDR-Linguistin Erika Ising 1974 formulierte Definition des Begriffs Sprachkultur bekannte sich N. zu einem "normgerechten und schöpferischen Sprachgebrauch", der sich nicht bloß auf eine bestimmte Existenzform der Sprache, etwa die Literatur-, Hoch- oder Standardsprache, bezieht, sondern auf alle.

1.2. DDR - normierte Bildungssprache für die vielen

Man unterscheidet zur Zeit in der DDR-Linguistik zwischen einer engeren

20

und einer weiteren Fassung des Begriffs Sprachkultur, wobei der zweite als Oberbegriff verstanden wird, d.h. er umfaßt Gegebenheiten der Sprache, des Sprachverhaltens und des Sprachgebrauchs, während mit dem ersten die in der DDR zur Tradition gewordene Sprachpflege gemeint ist. 'Sprachpflege' ist auch der Titel einer Zeitschrift, die dort seit vielen Jahren erscheint und auch heute diese Tendenz kontinuierlich verfolgt.

Sprachkultur bezogen auf Gesellschaft einerseits und den einzelnen Sprecher andererseits - darüber scheint man sich in der DDR heute bereits ziemlich einig zu sein, ebenso wie über die Notwendigkeit einer normierten Bildungssprache, die allen zugänglich sein soll, d.h. den vielen, die am Bildungsprozeß teilhaben. Ob dies nun ausschließlich die Literatursprache sein soll oder auch die Umgangssprache sein könnte, darüber gebe es zur Zeit in der DDR noch unterschiedliche Meinungen. Diesbezüglich wurde der DDR-Linguist B. Techtmeier erwähnt, der für kommunikative Adäquatheit plädiert, d.h. für einen funktional und situativ angemessenen Sprachgebrauch. Als Grundlage der Sprachkultur werde aber allgemein und so auch von den beiden auf der Tagung vertretenen Linguisten die Literatursprache als wichtigste Existenzform betrachtet, weil sie überregional, einheitlich und dazu auch viel reicher sei als die einzelnen Varietäten.

Ob es einer sozialistischen Gesellschaft etwa nicht besser anstünde, die von allen Sprechern beherrschte Umgangssprache in den Rang einer Standardsprache zu erheben? Die Frage beantwortete der zweite Tagungsteilnehmer aus der DDR, Wolfdietrich Hartung (Berlin), mit nein. In seinem Statement, **Sprachkultur als gesellschaftliches Problem und als linguistische Aufgabe**, erklärte er, die bekannte Diskrepanz zwischen gebildeten und anderen Sprechern, nämlich die Bildung, sei in der DDR durch Beseitigung der Bildungsschranken so gut wie verschwunden. Unterschiede gebe es zwar noch in der Beherrschung des Standards, dieser sei jedoch den wenigsten fremd. Die DDR-Schule weise dem Muttersprache-Unterricht beachtliche Bedeutung zu, und man stehe diesbezüglich im internationalen Vergleich nicht schlecht da (auch im deutsch-deutschen, wie sich im weiteren Verlauf der Tagung noch herausstellen sollte - Anm.

d.A.). Angesichts seiner engen Bindung an die Schriftlichkeit könne allein der Standard die Hauptform sein, in der gesellschaftliches Wissen fixiert ist. Zugang zum Standard ist also gleich Zugang zum gesellschaftlichen Wissen, so H.

Also wieder Verweis auf die Norm (H. teilt diese in grammatische und kommunikative Norm),, damit die Sprache zugänglicher werde.

1.3 Duden - Stabilisierung und Kontrolle über Zentrifugalkräfte

Wie es um Normen und Normierarbeit heute in der Bundesrepublik bestellt ist, ging aus der nachfolgenden Podiumsdiskussion, **Sprache und Institutionen.**, hervor, zu der die Vertreter der dafür zuständigen Institutionen dieses Landes angetreten waren: Duden-Redaktion (Mannheim), Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (Darmstadt) und Gesellschaft für deutsche Sprache (Wiesbaden). Das Institut für deutsche Sprache (Mannheim) hatte sich - wie der Sprecher der Duden-Redaktion Günter Drosdowski, eingangs hintergründig bemerkte, "bezeichnenderweise auf eine Moderatorenrolle zurückgezogen", und zwar in der Person des Vorstandes Gerhard Stickel, der die Diskussion leitete. Gerne hätte man hier erfahren wollen, welche Haltung das IdS zur Standardsprache hat. Hatte D. etwa nicht die bereits erwähnten Mitteilungen zu Gesicht bekommen, oder sollte das IdS deutlich zu einer verbalen Stellungnahme hinc et nunc herausgefordert werden? D. stellte vor allem klar, daß der Duden keineswegs ein staatlicher Verlag sei, verwies auf die Geschichte dieser Institution, die auch eine Geschichte des geteilten Landes ist, und auf die Arbeit mit der Sprachkartei, durch die einerseits die Produktivität der deutschen Sprache, andererseits der Einfluß anderer Sprachen auf das heutige Deutsch erfaßt, d.h. alle diesbezüglichen 'Bewegungen' verfolgt werden. Von einer 'Herrschaft der wenigen' scheint hier keine Rede zu sein. Es wird bloß der Wortschatz des realen Sprachgebrauchs erfaßt, das Wortgut differenziert eingeordnet, um es dem Benutzer zugänglich zu machen. Dabei stelle die zur Zeit ungeheure Flut von Anglizismen und Amerikanismen Probleme, die zu bewältigen der Duden allein mitunter nicht vermag. Ein Vorwurf ging auch an die Gesellschaft für deutsche Sprache, die bezüglich der Entlehnungen nicht genug

unternehme. Die Sprachberatungsstelle des Duden hat jährlich 8.000 - 10.000 Anfragen auszuwerten, wo es manchmal auch darum geht, ob man z.B. 'Gerdas Kleid' oder 'Gerda ihr Kleid' sagen sollte. Da heute die Sprachgesellschaften an Bedeutung verloren haben, bleibe dem Duden die Rolle der Stabilisierung der Standardsprache und der Kontrolle über die sich zerfächernden und mitunter zersetzenden Zentrifugalkräfte. Der Weg zum souveränen Umgang mit Sprache über die Erlernung der Normen sei das, was der Duden den Sprachbenutzern geben wolle. Dabei müsse er sich manchmal Kritik gefallen lassen, vom Vorwurf, sich als alleinherrschender Normierer aufzuschwingen, unkontrolliert 'eskalierende Normsetzung' zu betreiben, wie es einem privatwirtschaftlichen Unternehmen nicht zustehe, bis hin zur gegenteiligen Behauptung, er bringe zu viele Varianten in seinen Wörterbüchern, ohne anzugeben, welches nun die richtige sei, und er übe zu große Toleranz gegenüber namhaften Schriftstellern, die auch mal einen Fehler machten und mit diesem nicht gleich zur Normsetzung beitragen sollten, wie man später noch auf der Tagung hören konnte.

1.4. Sprachkultur als geistige Haltung

Nachdem Martin Gauger, Geschichte, Zielsetzungen und vergangene sowie gegenwärtige Projekte (u.a. ein noch in Frage stehendes über Wirtschaftssprachen) der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung (Darmstadt) dargestellt hatte, machte O. Nüssler im Namen der Gesellschaft für deutsche Sprache (Wiesbaden) den Versuch, den Begriff Sprachkultur zu umreißen, der - wie die Themenvielfalt der Tagung bewies - keineswegs leicht zu fassen ist. Das Thema müsse zuerst mit einer Feststellung und dann mit einer Forderung angegangen werden. Feststellung darüber, ob man Sprachkultur hat oder nicht, wobei dies jeweils von der inneren, der geistigen Haltung eines Individuums oder einer Gemeinschaft abhängt. Hat man Sprachkultur, so müsse man diese auch vor dem Verkommen schützen. Sprachkultur sei das hohe Ziel, Sprachpflege die Wege zu diesem Ziel. Eine sehr gute Abgrenzung zwischen beiden Begriffen, ohne jedoch die Präzisierung der Mittel zu liefern, mit denen das eine und das andere zu erreichen ist.

Ein glücklicher Einfall der Tagungsveranstalter war, zwischen die Realitäten der Sprachkultur in beiden Teilen Deutschlands sowie im Ausland einen kleinen Exkurs über Sprachgeschichte einzuschieben.

2. SPRACH- UND MORALNORMIERER IM 18. JAHRHUNDERT

K. Eibl (Trier) sprach zum Thema **Sprachkultur im 18. Jahrhundert. Über die Erzeugung von Gesellschaft durch Literatur**. Er erinnerte an die Zeit, da Dichtung als Form gebundener Sprache der Vermittlung moralischer Lehrsätze diene. Christian Fürchtegott Gellert (1715-1769) prägte durch seine Werke das Tugendideal des aufgeklärten deutschen Bürgertums entscheidend mit. Bürgerliche Tugend wird höfischem Laster gegenübergestellt. Gelassenheit, Bescheidenheit, Freundschaft u.a. moralische Werte werden von ihm in die bürgerliche Schicht getragen. Er steht somit zwischen der Gottsched- und der Lessing-Phase und stellt eine wichtige Station der deutschen Aufklärung dar. Die Kodifizierung sprachlicher Normen setzte damals anerkannte Vorbilder voraus, wie etwa Johann Christoph Gottsched (1700-1766) und Johann Christoph Adelung (1732-1806), beide selbst Normierer der Sprache. Adelungs 'Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart' galt bekanntlich bis zu den Arbeiten der Brüder Grimm als das große deutsche Wörterbuch. Auf diese frühen deutschen Sprach- und Moralnormierer folgt das anti-normiererische Zeitalter der 'Abweichungspoetik', die sich z.B. im Sturm und Drang äußerte. Die 'Fülle des Herzens' und Freiheit des Gefühls siegt über die Vernunft Herrschaft der Aufklärung, wird aber allmählich verklärt und geht in Kulturpessimismus über, der zur Entdeckung der Eingeschränktheit des Individuums führt, die allein im Tragischen enden kann (Goethes Werther). E. teilt diese Literatur des 18. Jahrhunderts in eine subsidiäre (bis 1770) und eine komplementäre (nach 1770).

3. MEDIENADÄQUATHEIT DER LITERATUR HEUTE

Daß hingegen heute Literatur durchaus keine gesellschaftsbildende Funktion erfüllt, konnte man von den beiden zur Tagung geladenen Schrift-

stellern Adolf Muschg (Zürich) und Ludwig Harig (Saarbrücken) hören. Muschg erörterte das Problem **Sprachkultur und Literatur** und stellte u.a. fest, daß die Literatur das Medium sei, in dem unsere Erkenntnisse noch am wenigsten altern. Anders als im 18. Jahrhundert, sind Literaten heute eher darauf bedacht, sich die 'Moral der Welt' anzueignen, als diese verbessern zu wollen. Der Schriftsteller heute müsse eher dem "Rauschen des sechsten Sinnes" folgen, wie Harig es in seinem Beitrag, **Das Rauschen des sechsten Sinnes. Vom Rohstoff zum Kunststoff und wieder zurück**, formulierte, um mit seinem Werk nicht hinter der gesellschaftlichen Realität zurückzubleiben. In Anbetracht der stürmisch fortschreitenden Elektronisierung des öffentlichen und privaten Lebens wird er womöglich auch zu neuen, mitunter an die außersprachliche Sphäre grenzenden Mitteln greifen müssen, um Kultur oder das, was man allmählich darunter verstehen mag, zu transportieren. Die zur Zeit im Buchhandel befindliche Luchterhand-Kassette von Ernst Jandls Vorträgen könnte nur ein Anfang sein in der Richtung Medienadäquatheit der Literatur.

4. STANDARDSPRACHE FÜR DIE SCHULE?

Doch zu einer anderen nicht minder traurigen bundesdeutschen Realität führte der Beitrag F. Hebels (Darmstadt), **Sprachkultivierung in der schulischen Bildung**. Viele schulische Lehrpläne für das Unterrichtsfach Deutsch seien von starren Normen geprägt, die die Sprachkultur in der schulischen Bildung beträchtlich einschränkten, führte H. aus. Für die Gestaltung des Unterrichts müsse es einen größeren Freiraum geben, so z. B. sei nicht einzusehen, daß den gymnasialen Lehrplänen zufolge Goethe und Schiller gelesen werden muß. Warum nicht etwa Goethe und Lessing? Eine sprachliche Kultivierung sei ohne Theoriebezug nicht denkbar, und gerade darauf verzichteten die Lehrpläne weitgehend. Auch meinte Hebel, daß eine Gesellschaft wie die unsere eine Standardsprache brauche, womit er bei vielen Anwesenden auf beträchtlichen Widerstand stieß. Hebels Argument: Wie könnte sonst die Muttersprache für ihre Sprecher aus dem Munde von Ausländern verständlich sein? Diese Frage könnte m.E. mit einer Gegenfrage beantwortet werden: Wem soll der Ausländer eigentlich 'auf den Mund schauen', damit er sich mit seinem Deutsch von Hamburg bis

München verständlich machen kann? Vom deutschlernenden Ausland ganz zu schweigen, das dem vorangegangenen Bericht von D. Bismarck zufolge nicht weniger einer Einheits- und Standardsprache bedarf, um sich auf deutsch für alle verständlich ausdrücken zu lernen.

4.1. Weniger Inhalte durch Norm?

Die dem Thema angemessene lebhaftige Diskussion förderte, wie erwartet, die verschiedensten Ansichten zutage. Einheitssprache ja, aber die Normen schränken eine Sprachkultivierung ein. Man habe es eben angesichts der in der Bundesrepublik herrschenden gegenläufigen Tendenzen diesbezüglich schwerer als in der DDR oder gar in Frankreich. Wir sind kein zentralistischer Nationalstaat (H. Weinrich - München). Wozu wir eine Einheitssprache brauchten, wo diese doch nur rezeptiv empfunden werde? Die kommunikative Breite stehe im umgekehrten Verhältnis zur kommunikativen Tiefe (H.J.Heringer - Augsburg), was soviel bedeutet, daß Inhalte angeblich durch normierte Einheit verlorengingen. Was wäre aber dazu zu sagen, daß z.B. an der Technischen Hochschule in Aachen (laut einem kürzlichen ZDF-Bericht) Deutsch als Fremdsprache mitunter auch für deutsche Studenten eingeführt werden mußte, weil diese zwar brillante Forschungsergebnisse aufweisen, sich aber sprachlich nicht darstellen konnten. Auch Prof. Heringer habe aus Augsburg - so der ZDF-Moderator - ähnliches zu melden. Oder ist es etwa normal, daß sich fünf Chemiker an einem Tisch im Fernsehen (Südwest 3) über Dioxin unterhalten und das Wort *Chemie* auf drei verschiedene Arten aussprechen?

4.2 Reorganisierung der Schule von unten

H. Glinz vermißte während der Diskussion zu diesem Thema den Begriff der Schichtung und Gewichtung im ganzen Prozeß der sprachlichen Kultivierung. Ferner wurde bezweifelt, ob der Lehrplan es sein müsse, an den die höchsten Anforderungen zu stellen sind, ob nicht eher vom Lehrer eine akademische Bildung zu erwarten sei, mit deren Hilfe er auch bei 'sehr kleinem Lehrplan' gut zurechtkommen könne (U. Pörksen - Freiburg).

Wo man beginnen müßte, um dem Übel beizukommen? F. Hebel sieht die Lö-

26

sung in einer Reorganisierung der Schule von unten und nicht von oben. Nicht eine autoritär-normative Sprachkultivierung sei erstrebenswert. Es gehe auch nicht an, daß der muttersprachliche Unterricht von jenen bestimmt wird, die gerade an der Macht sind.

5. VERWISSENSCHAFTSSCHUB DER SPRACHE

Eine noch heftigere Diskussion sollte jedoch folgender Beitrag von U. Pörksen (Freiburg) auslösen: **Das Demokratisierungsparadoxon. Über die zweifelhaften Vorzüge der Verwissenschaftlichung und Verfachlichung unserer Sprache.** Hier fühlten sich selbstredend die anwesenden Linguisten in erster Linie als Fachgilde angesprochen und herausgefordert.

Es gehe nicht um Normen, sondern um Usage, meinte P. Und zurück zu Gottsched: Zu der von diesem Vorgänger unserer Sprachkultur geforderten Deutlichkeit und Differenziertheit könne man noch den Wohlklang nehmen. Was aber die Demokratisierung der Wissenschaft hervorgebracht haben, das seien vor allem undurchdringliche Wissenschaftswörter, wodurch die Sprache ihren aufklärenden Wert eingebüßt habe. Der infolge einer vielfach erhöhten Zahl von Studenten und Hochschulen eingetretene Verwissenschaftsschub habe es soweit gebracht, daß man heute eigentlich weniger Mühe mit der Sache als mit der Sprache habe. Die Wissenschaftsterminologie sei ständig erweitert und auseinandergefächert worden und habe zu einer Metasprache geführt, deren Wurzel eigentlich überwiegend außerhalb der Wissenschaft selbst zu suchen sei. Diese Metasprache genieße leider ein hohes Prestige, werde nachgeahmt, es entstehen sprachliche Atrappen. Eine Repetitions- und Multiplikationsliteratur wachse sich aus, die in keinem Verhältnis zu ihrer Nützlichkeit stehe. Als Beispiel führte P. für die Linguistik die Verb-Valenz-Theorie an, etwas, was mit einfachen Worten erklärt, jedes Schulkind begreifen könne, über die jedoch eine ganze Literatur geschrieben worden sei. Was all dies für die Sprachkultur allgemein bedeutet? Man müsse sich endlich auf eine leistungsfähige Gemeinsprache, eine Bildungssprache besinnen, die, um die erforderlichen Termini und begrifflichen Formeln erweitert, auch im Bereich der Linguistik vermutlich der Komplexität des Gegenstandes besser gewachsen und

eher in der Lage ist, differenzierend darzustellen als etwa die steife Sprache der Naturwissenschaften. Mit anderen Worten, die Linguistik müsse als Wissenschaft der Sprache mit gutem Beispiel vorangehen.

5.1 Scheinfachlichkeit und Überlieferungsschwund

Wie die Gemein- und Bildungssprache sein sollte, oder besser, wie sie nicht sein sollte, erläuterte P. anhand einiger Beispiele aus dem Alltag, wo wissenschaftliche Termini in die Umgangssprache eingegangen sind, wobei sie wohl eine Erweiterung des Umfangs, jedoch zugleich auch eine Verarmung des Inhalts zur Folge hatten. Dadurch werde einerseits eine Scheinfachlichkeit erzeugt, andererseits sei ein Überlieferungsschwund, ein öffentlicher Gedächtnisverlust festzustellen. Diese Wissenschaftswörter schließen die Alltagssphäre dem Autoritätsbereich Wissenschaft an, ohne daß diese uns dort begegne, sondern vielmehr über den Umweg ihrer Ratgeber, kommerziell von diesen vermittelt. Sie erwecken dort die Illusion, an ihren Quellen sei man eigentlich schon viel weiter, und der Einzelne glaubt, er sei an ein System angeschlossen, unbekannt-rätselhaft und zugleich umfassend, das alle Probleme zu beherrschen vermag. Sein Informationsradius wächst, aber er erfährt durch immer mehr immer weniger. Das Bewußtsein einer sich immer weiter ausdifferenzierenden, verkomplizierenden Welt nimmt zu, die Umgangssprache wird überlastet durch teils unverstandene, teils passiv verfügbare Vokabeln, aber das Weltbild wird dadurch kaum komplexer, eher vereinfacht es sich, und die Gebrauchssprache schrumpft. Man fühle sich dabei an Wörter erinnert, die heute nicht nur aus dem Sprachgebrauch gekommen, sondern für die Mehrzahl der Sprecher völlig unverständlich geworden sind. So muß man heute schon ein Wörterbuch zur Hand nehmen, um z.B. zu erfahren, daß *abtun*, auch die Bedeutung *töten* hat. (Bei Schiller wurde ein Tier, wenn es geschlachtet wurde, noch *abgetan* - "Die Räuber"). Es scheint aber, daß man bald *töten* im Wörterbuch wird suchen müssen, wie aus der noch folgenden Podiumsdiskussion "Sprachglossen" zu entnehmen war, wo man erwog, ob es nicht etwa an der Zeit wäre, das fünfte Gebot in "Du sollst nicht morden!" abzuändern, weil *töten* diese verabscheuungswürdige Tat der Körpervernichtung heute nicht mehr genau treffe.

Aber zurück zu den Gedanken U. Pörkens, die nicht bloß Interesse, sondern sogar Betroffenheit und Unbehagen auslösten. Er räumte zwar ein, daß durch den Entlehnungsschub in den letzten Jahrzehnten eine Latini-sierung und damit eine Europäisierung des Deutschen erreicht worden sei, die wiederum nicht als so unglücklich zu bezeichnen wäre, dennoch wäre durch die Undurchdringlichkeit der allgemeinen Sprachverwissenschaftlichung eine Verkrustung nicht zu bestreiten. Die Conclusio: Man sollte sich auf eine Gemeinsprache, eine Bildungssprache besinnen, die in die Humanwissenschaften und ins Unterrichtswesen hineinreicht, auf eine öffentliche und private Gebrauchssprache statt auf Scheinfachlichkeit der verschiedenen Teilsprachen.

5.2 Therapie gegen Verkrustung schwierig

Die Diskussion zeigte dann, daß das von P. Unterbreitete zwar bei vernünftiger Betrachtung nicht bestritten werden kann, daß jedoch eine Therapie viel schwerer ist als eine Diagnosestellung (M. Gauger - Freiburg). Schlimm sei vor allem, daß englische und amerikanische gemeinsprachliche Wörter zu wissenschaftlichen Termini erhoben werden (G. Drosdowski). H. Glinz erinnerte daran, daß es schon immer bei den Deutschen Tradition war, eine übermäßige Terminologisierung zu pflegen, im Unterschied zu Engländern und Franzosen. Ein Trost wohl, aber kaum eine Maxime für diese Tagung.

Zum anderen waren hier gerade die Linguisten angesprochen, der Überterminologisierung in ihrem eigenen Bereich einmal Einhalt zu gebieten, um so auch für andere Wissenszweige beispielgebend zu sein und der Scheinverwissenschaftlichung des Alltags entgegenzuwirken.

6. GRUPPENSPRACHEN ODER SPRACHSUBKULTUREN

Nach dieser rigorosen Untersuchung der Wissenschaftssprache folgte eine, deren Gegenstand sozusagen das andere Extrem sprachlicher Äußerung ist, die Gruppensprachen. W. Kallmeyers (IdS) Statement, **Wir und die anderen, Bemerkungen zum Verhältnis von sozialen Welten und Sprachkultur**, löste

zwar weniger Kontroversen aus, dafür aber mehr Verwunderung, und zwar darüber, daß diese soziolinguistische Untersuchung des im IdS laufenden Projekts "Stadtsprachen" als sprachkultivierende Aktivität seine Berechtigung sucht, zumal es hier keineswegs um Sprachpflege oder um reflektierten Sprachgebrauch geht, sondern vielmehr um Sprachkulturen, d.h. Sprachen von Randgruppen, deren genaue Untersuchung offenbar dazu dient, diese Gruppen selbst und nicht deren Sprache einzuordnen. Die Auswertung der verschiedenen Spracherhebungen dient vielmehr der Aufstellung von Sozialdaten als einer Sprachpflege oder Sprachkultur. Zwar erläuterte der Sprecher, man helfe den Zielgruppen durch Beraten und nicht durch Normieren, damit sie den Kreis der Subkultur, in den sie geraten sind, verlassen, d.h. von der 'schiefen Ebene' abrücken können, ob ihnen aber sprachliche Mittel an die Hand gegeben werden, um dies zu realisieren, ging aus dem Statement nicht klar hervor. Ob es sich hier eigentlich um Erforschung von Sprach-Subkulturen handelt, als linguistische Vorarbeit für soziale Forschung, blieb im Raum stehen. Man helfe den Menschen eben durch Beratung, damit ihnen durch ihre sprachliche Ausdrucksweise nicht alle Chancen verbaut würden. Verbaut ist ihnen wohl auch jeglicher Zugang zu Bildung und Ausbildung. Selbst die Sprache der 'nichtschreibenden' Medien kann Gruppen mit solch einengendem Sprachgebrauch nicht mehr zugänglich sein, so daß sie auch an der künftig über diese vermittelten Bildungsquellen nicht teilhaben werden. Ein Bild des Zerfalls am Rande der Gesellschaft, das - obwohl der Sprecher dies keineswegs intendierte - gerade auf die Notwendigkeit einer einheitlichen Sprache für alle hinweist oder zumindest eines möglichst großen Normenkonsenses.

7. POLITIKERSPRACHE

Ein weiterer Gesellschaftsbereich mit einer eigenen Sprache wurde bei der folgenden Podiumsdiskussion **Sprachkultur und politische Kultur** in Augenschein genommen, und zwar der der Politik. W. Holly (Trier) wies erstens auf den Einwegcharakter der Kommunikation in der politischen Sphäre hin, zweitens auf den perlokutiven Aspekt der in diesem Bereich vollzogenen Sprechakte, d.h. das Hervorrufen von Wirkungen durch Behauptungen, Aufforderungen, Versprechungen und andere Illokutionen. Da

in den wenigen Situationen, wo hier Interaktion möglich wäre, der Politiker dem angesprochenen Publikum haushoch überlegen ist, bliebe letzterem nur das eine: genau zuzuhören, um all das herauszuhören, was neben dem Gesagten nicht gesagt würde.

W. Bergsdorf (Bonn) wollte offenbar den Politikern gewissermaßen Gerechtigkeit widerfahren lassen und erklärte, daß dieser Gegensatz von Interessen durch das parlamentarisch-demokratische System institutionalisiert und zum Teil auch geregelt werde. Auch mache die Komplexität nationaler und internationaler politischer Zusammenhänge die Politik zuweilen so undurchsichtig. Dazu käme noch, daß unsere Massenmedien durch ihre Informationen beim Bürger vorwiegend Betroffenheit erzeugten. So sei es zu verstehen, daß vor allem der Bildungsbürger eine gewisse Demokratiemüdigkeit zeige, Zweifel an der Leistungsfähigkeit der Demokratie habe. In der Politik ende aber der Handlungsstrang nicht mit der Information wie in der Wissenschaft, sondern beginne damit erst. Die Sprache der Politik ist eine Sprache der Begriffe, Kritik an ihrer angeblich mangelnden Präzision sei eigentlich keine Kritik an der Sprache selbst, sondern an den Inhalten. Die politische Dimension der Sprachkritik richtete sich an die Politiker selbst, meinte B. Das folgende Statement von G. Strauß und G. Zifonun (IdS) sollte ihm diesbezüglich recht geben.

7.1. Kommunikative Konflikte

Politische Kommunikationskultivierung beziehe sich vor allem auf den pflegerischen Umgang aller Beteiligten, Politiker wie Öffentlichkeit, mit kommunikativen Konflikten, und eben diese Konflikte seien Mitursachen von Glaubwürdigkeitsverlust und Systemmüdigkeit. Woher diese Konflikte kommen? Aus dem unterschiedlichen Interesse, das auf beiden Seiten herrsche. Der Politiker müsse 'verkaufen', d.h. werben. Dieser Interessengegensatz in der Interaktionskonstellation Politiker - Bürger sei laut Habermas auf den Gegensatz zwischen Verständigungs- und Erfolgsorientierung zurückzuführen. Der Grad von Kooperation und Stabilität innerhalb einer sozialen Ordnung ergebe sich - so Habermas - aus den Interessenlagen der Beteiligten. Stimmen die Akteure ihre Handlungspläne intern aufeinander ab, so könne man von kommunikativem Han-

dein sprechen. Auf die öffentliche politische Kommunikation übertragen, bedeute dies, daß Verständigungsorientiertheit auf der einen Seite, d.h. auf der des Bürgers, herrscht, der dem Inhalt einer politischen Aussage zustimmt, da er aufgrund zugelierter Fakten von der Richtigkeit dieser Aussage überzeugt ist, ja sogar die Zielsetzungen des Politikers als seine eigenen übernimmt, weil die enthaltenen Wertesetzungen den eigenen für rational gehaltenen kritisch standhalten. Auf der anderen Seite stehe hingegen die Erfolgsorientiertheit des Politikers, der Einverständnisgewinnung und Zustimmung des Bürgers ausschließlich in den Dienst seiner eigenen Handlungsziele stellt, d.h. sie für seine Zwecke nutzt.

7.2. Perlokutiven Charakter von Sprechhandlungen erkennen

Was bleibt dem Bürger einer Demokratie übrig, angesichts solch erfolgsorientierter Rede der Politiker? Er kann diesen Kommunikationskonflikt zwar nicht lösen, sich aber wappnen, erstens durch Wachsamkeit gegenüber solch zielgerichteter Taktik, zweitens durch Entschlüsselung der sprachlichen Mittel des 'Gegners'. Hier könne nun die Linguistik hilfreich sein, indem sie dem kleinen Mann zeigt, wie er den perlokutären Charakter politischer Sprechhandlungen erkennen und sich davor schützen kann. Daß dies sowohl auf textsemantischer als auch auf wortsemantisch-pragmatischer Ebene geschehen kann, war im weiteren Verlauf des Statements Z/S zu hören.

7.3 Alarmzeichen durch aufklärende Lexikographie

Eine realistische Möglichkeit einer "gesellschaftlich engagierten Linguistik" ergab sich aus diesen Ausführungen jedoch allein auf der Ebene langue-bezogener Sprachkultivierung, und zwar durch die Erstellung eines "Handbuches der schweren Wörter", ein Projekt, das beim IdS seit einigen Jahren läuft. Eine politisch aufklärende Lexikographie soll den Sprechteilhabern Alarmzeichen an die Hand geben, die sie für bestimmten Gebrauch bzw. Mißbrauch politischer Wörter sensibilisieren, um nicht durch manipulativen, taktisch-persuasiven Sprachgebrauch erfolgsorientierter Rede irregeführt zu werden.

8. JOURNALISTEN GEGEN SPRACHMISSBRAUCH

Den Abschluß der Tagung bildete die Podiumsdiskussion **Sprachglossen in Zeitungen und Zeitschriften**, die von H. Steger (Freiburg) in so vorzüglicher Weise geleitet wurde, daß sie nicht nur das Tagungsgrau farbig aufhellte, sondern auch manche gegensätzliche Meinungen zutagebrachte. Schon die erste vom Diskussionsleiter gestellte Frage war durch ihren provokatorischen Inhalt dazu angetan, die Diskussion aufzuheizen. Was, wenn der Kultusminister plötzlich gegen Mickey-Maus-Sprechblasen und für Goethe, Schiller und Matthias Claudius eintreten würde, weil letztere nützlicher sind? Ja, bei Goethe gebe es manche Sprachmuster, die auch heute noch verständlich und gültig seien, weil schlicht und prägnant, gab W. Schneider (Hamburg) auf die sichtbare Ironie hin zu bedenken. Und wie es mit den Politikern stehe? Die hätten die Neigung, mit vielen Worten wenig zu sagen, meinte R. Leonhard (Hamburg), was schon bedeutend versöhnlicher klang als alles, was am Vormittag an die Adresse dieser gesagt worden war. Zum Thema der Politik kam man auf das der verschiedenen Sprachebenen und wieder auf politische Vokabeln, die Euphemismen darstellen, wie etwa *Mitarbeiter werden freigestellt statt entlassen*, wie es richtig heißen sollte, so daß man sich wiederum an den perlokutiven Aspekt von Reden und Erklärungen in der öffentlichen Sphäre, nicht nur der politischen, erinnert fühlte. Ob der umsichgreifende Feminismus die Sprache z.B. so weit verändere, daß heute *Vater unser* nicht mehr adäquat sei? Oder ob es gar an der Zeit wäre, die Bibel in ganz modernes Deutsch zu bringen? Ob ethische Normen nicht besser eingehalten werden könnten, wenn die Sprache, in der sie verfaßt sind, der heutigen Realität näher wäre?

Welches ist das Ziel der Sprachglossenschreiber heute eigentlich? K. Honolka (Stuttgart) meinte dazu, der Sprachglossenschreiber kritisiere nicht die Sprecher, sondern den Sprachmißbrauch. Es werde vornehmlich schlechtes Deutsch unter die Lupe genommen.

Die mit Hilfe der Ironie agierenden Sprachpfleger erwiesen sich im Laufe der Diskussion als ziemliche Gegner der Linguistik. Man könne diese höchstens noch bei anderen Sprachen dulden, es sei aber ziemlich unnütz,

komisch zu definieren, was einem selbstverständlich sei (L.). Auch die Duden-Redaktion mache nicht alles richtig, sie lasse den Varianten allzuviel Freiheit (Sch.). Man sollte eigentlich Grass eher belehren, als dessen ungrammatische Sätze als 'zulässig' eintragen. Damit war man auch wieder beim Thema Normieren. Schneider bekannte sich freimütig als Normierer, seine Kollegen weniger. Nein, Sprachzuchtmeister, wie Karl Kraus einst sagte, wollte Honolka keineswegs sein.

Wichtigstes Kriterium sei die Verständlichkeit (L), Hauptzielpunkt der Kritik von Sprachglossenschreibern seien die Renomiersprachen, z.B. Soziologenchinesisch, Wissenschaftsdeutsch als Imponiergehabe von Nichtwissenschaftlern, d.h. das, was U. Pörksen u.a. meinte. Die Glosse rege zum Nachdenken an über die Sprache, meinte G. Drosdowski bei der anschließenden Diskussion. Also Sprachreflexion mit Hilfe der 'schreibenden' Medien. Gewiß kein schlechter Gedanke und eine Aufgabe, die sich nicht nur dem Laien stellt, an den die Sprachglosse laut K. Honolka gerichtet ist, sondern offenbar in erster Linie an den Linguisten selbst.